

(Nachdruck verboten.)

13]

Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

„Sie sind hier jedenfalls fremd?“ fuhr die Geheimrätthin fort, die ihn als Engländer oder Franzosen tagirte. „Der Berliner zoologische Garten ist übrigens berühmt und macht mir persönlich immer viel Spaß.“

„Wohl namentlich die Affen?“ entgegnete der Gentleman, der mit dieser Frage einen Moment lang die Geheimrätthin total aus der Fassung brachte. Entweder lag darin eine bodenlose Impertinenz, eine lächerliche Dummheit oder eine wirklich harmlose Naivetät. Im Interesse der guten Sache entschied sie sich natürlich für die letztere Annahme.

„Ich will nicht gerade sagen, die Affen ausschließlich,“ entgegnete sie, „aber natürlich die auch. Sie sind possirlich, das ist an diesen Thieren das Netze. Man kann lange davor stehen.“

Hier begann Hedwig in die Attacke einzugreifen und von Darwin, Vogt und der Affentheorie das Landläufige zum Besten zu geben. Die Geheimrätthin war entzückt und der Fremde erstaunt. Er schien mit dieser Theorie absolut unbekannt, und als dann auf Hedwigs Aufforderung die gelehrte Klara ausführlicher die Sache darlegte, zeigte der Fremde dafür großes Interesse. Das Gespräch wurde förmlich wissenschaftlich, und die Geheimrätthin war in innerster Seele Herrn Darwin und den Affen dankbar.

Die vier gefielen einander überhaupt ausgezeichnet. Die Damen machten den gediegensten Eindruck der Welt, und der fremde Herr war ein Muster von Eleganz. Er kaufte drei Weichensträuße, die mit einiger Ueberraschung aber guter Laune entgegengenommen wurden, und während er selbst fast gar nicht sprach, war er der aufmerksamste Zuhörer. Was nicht eben schieklich erschien, war sein fester Vorsatz, nach Schluß des Konzerts für die Damen den Kaffee zu bezahlen; aller Widerstand der Geheimrätthin scheiterte jedoch an der unmeßbaren Energie des Fremden. Er zog den Kellner gewaltig zu sich, gab ihm ein brillantes Trinkgeld und schien die Verlegenheit der Damen und überhaupt diesen kleinen Zwischenfall als guten Witz anzusehen. Schließlich tröstete sich die Geheimrätthin über diese, gelinde gesagt, merkwürdige Zuverlässigkeit des Unbekannten mit dessen originellem fremdartigen Wesen, und da ihr die ersparte Mark nicht unlieb war und sie über die neue Bekanntschaft in Seligkeit schwamm, so ging sie rasch darüber weg. Der Herr begleitete die drei am Kanalufer entlang bis zu deren Wohnung.

An der Thür verabschiedete sich der Unbekannte. Er hoffte, die Damen am nächsten Sonntag wiedersehen zu dürfen, was allseitig Zustimmung fand. Vorge stellt hatte er sich nicht, vielleicht aus Bergehrlichkeit oder in der angenehmen Zerstreuung der Unterhaltung oder auch, weil in seinem fremden Lande das nicht üblich sein mochte. Jedenfalls schwamm die Geheimrätthin in Entzücken, kaufte Pfefferkuchen und ließ den hübschen Abend bei Thee und Butterbrot ohne den geringsten Streit vorübergehen. Natürlich war von „ihm“ die Rede. Klara hielt ihn für einen Deutschen, Hedwig für einen Oesterreicher, die Geheimrätthin erklärte beide Ansichten, namentlich die erstere, für lächerlich. Sie entschied sich schließlich für Schweden, und der Fremde wurde in der nächstfolgenden Woche als Angehöriger dieses Landes bezeichnet.

Klara lag auch heute lange wach. Die Schwester, die übrigens an dem „Schweden“ kein allzu großes Interesse gefunden hatte, schlief schon lange, die Geheimrätthin schnarchte, und wieder glitzerten die Sterne durch das halbverhangene Fenster. Der Fremde hatte etwas Bedenkhaftes, Geziertes an sich, ja, er war gewiß nicht besonders klug und gebildet — aber in seinem Wesen lag etwas Freundliches, ihr Sympathisches, und er hatte sie einige Male mit Blicken angesehen, wie kaum je ein Mann. Sie bemühte sich, seine Züge im Gedächtniß wiederzufinden, ohne daß es ihr gelang. Nur an seine hübsche, stattliche Figur konnte sie sich erinnern und an diese Blicke. Und heute und morgen und an den andern Tagen der Woche malte sich das Mädchen im einsamen Sinnen eine Idealfigur zurecht, vor der sie niederkniete und der sie die ganze Kraft eines letzten Hoffens entgegenbrachte.

Der Fremde hatte mittlerweile große Eile gehabt, um rechtzeitig im Café Royal einzutreffen. Die kleinen Kellnerjungen verneigten sich, wischten sich mit großem Eifer über die noch leeren Wärmortische — denn vor zehn Uhr wird es im Royal nicht lebendig — und betrachteten mit Neid und Ehrfurcht des Geiztrogen wundervollen Paletot. Er nickte der Mamsell am Büffet zu, verschwand in einer Tapetenthür und erschien zehn Minuten später in tadellosem Frack.

Herr Kreiser junior, dessen Bekanntschaft wir bereits in dem Atelier seines Vaters gemacht haben, musterte jetzt wie ein Feldherr das Terrain. Er kniff Frisken freundschaftlich in die Ohren, weil der „Gil Blas“ sich uneingespannt umhertrieb, zählte sämtliche Kuchen und Brote, notierte den Inhalt der Kognakflasche und ärgerte Martha am Büffet, die ihn verzehrend liebte, durch seine Theilnahmlosigkeit.

Bei alledem sumimte ihm fortwährend die Affentheorie durch den Kopf oder vielmehr die Art, wie dieses Fräulein Klara das erzählt hatte, — mit einer so feinen Manier, gewählt und fabelhaft vornehm. Dazu diese Eleganz, die „Schani“ zu beurtheilen verstand. Keine schreienden Farben wie bei dem Stammpublikum des Royal, sondern alles einfach, gediegen, von der Pelzverbrämung der Mäntel bis zum Handschuh. Daß die Geheimrätthin zwischen die Darwin'schen Theorien ihre eigene Abstammung von Joachim v. Bock eingestreut hatte, sowie ihres verstorbenen Vaters Rang und Orden, bedarf kaum der Erwähnung.

Das war es, was Schani brauchte, was zeitlebens sein Ideal gewesen war: Verkehr mit wirklich vornehmen Leuten und wenn möglich — ihm schwindelte bei diesem Gedanken — eine Heirath. Dann ließen sich auch alle seine andern Pläne verwirklichen: zunächst die Leitung eines größeren Hotels, weiter die Pacht eines solchen, kolossale Gewinnsummen, endlich das beschauliche Dasein eines reichgewordenen Mannes und durch seine Frau Eingang in die Welt da oben.

Am andern Tage stand er früh auf und arbeitete mit Rieseneifer an seinem französischen Selbstunterricht. Zwischen durch machte er — zum ersten Mal im Leben — ein Gedicht, das gar nicht übel ausfiel. Er war davon so entzückt, daß er es oft las, und mit dieser poetischen Leistung in der Tasche schien ihm die Glitterwelt abends im Café von einer schauerhaften Gemeinheit, wie ja überhaupt das Dichten die Menschen bessert und sie zu der Ueberzeugung bringt, daß sie ihren Werth bisher unterschätzt haben.

Höchst peinlich war der Umstand, daß Herr Kreiser senior in Plöbensee hinter Mauer und Riegel saß und daß das kleine Knechtchen verschwunden war.

Ein solcher Familienanhang kann die bestbegabten und tüchtigsten Menschen in ihrer Karriere hindern, und selbst die größte Skrupellosigkeit kommt über dergleichen Anhängel nicht ganz hinweg.

Er mußte in diesen Tagen oft an den fast sagenhaften Onkel in Cincinnati oder St. Louis oder Milwaukee denken, von dem ihm der Alte erst kürzlich wieder erzählt hatte. Allerdings ließ dieser Onkel seit unzähligen Jahren nichts mehr von sich hören und war nach Ansicht seines Bruders, des Cyphotographen, der Knickerigste und selbstsüchtigste Mensch der Erde. Jümmern konnte ein eleganter englischer Brief nichts schaden, und mit Zuhilfenahme des Lexikons brachte Schani eine Epistel zusammen, die dreimal abgeschrieben und nach obengenannten drei Städten adressirt wurde. Eine Antwort traf aber nie ein.

Unter seinen Kollegen war Schani wenig beliebt. Er verkehrte mit ihnen selten, ließ sich mit etwas gezielter Absichtlichkeit nie auf die beliebten Klatsch- und Skandalunterhaltungen ein, arbeitete in Mußestunden an seiner Bildung und las zu gleichem Zwecke die Gedichte der Klassiker. So wurde zum Beispiel Herr Kreiser junior durch diese Lektüre auf lächerliche Pfade gebracht, hielt sich für besser, poetischer und verständiger, als das leider der Fall war, und träumte beständig von einer vornehmen Heirath mit einem Wesen aus jenen Kreisen, wo die Haut der Mädchen glatt und die Hände weiß bleiben.

Prachtvoll gerüstet begab sich Freund Schani — oder nennen wir ihn lieber bei seinem Taufnamen Richard — am nächsten Sonntag Nachmittag zum Zoologischen Garten. Er hatte in dem Konversationslexikon seines Prinzipals über

Darwin sich unterrichtet, während ein vollständig neuer schwarzer Anzug mit breiten schwarzseidenen Generalstreifen am Beinleide seine körperliche Schönheit wesentlich verstärkte.

Ach wie schlug Klara's Herz, als der Geheimrätthin scharfer Blick den Fremden jenseits des kleinen Sees entdeckte! Wie hatte sie angstvoll gefürchtet, er werde nicht wieder kommen, wie eilte sie jetzt neben Mutter und Schwester über die kleinen Hügel auf und ab um den Teich herum! Nun kam er heran, zog tief den Hut, war über das frühzeitige Zusammentreffen glücklich und versengte Klara's Herz mit einem glühenden Blicke. Man spazierte zusammen durch den Garten und begegnete unter andern auch den v. Böck's, die von drei Dragoneroffizieren flankiert kühl grüßten. Schani zog seinen Hut und war in diesem Augenblick ein befelligter Mensch!

„Mein Vetter, der General v. Böck“, warf die Geheimrätthin leicht hin, über dieses Zusammentreffen in Rücksicht auf den Fremden höchst erfreut.

Es war dann ausführlich von des Generals Verdiensten die Rede, und die Geheimrätthin strich dieselben so stark heraus, als ob der General ihr intimster und bester Freund sei. Natürlich war Herr Kreiser total geblendet.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine Schwarzwald - Hochzeit im Winter.

Von Max Vittrich.

„S macht bigott zu wiescht!“ wetterte der Kutscher in die wallenden Nebelschwaden hinein und sprang zu wiederholten Malen aus seinen Pferddecken auf die glatte Straße, um den Schimmel ein Stück zu führen. Unser Schlitten flog nach rechts und nach links, und wir erfreuten uns unschweigend mit Rippenstößen, etwa als säßen wir im letzten schleudernden Wagen eines Eilzuges.

Bis nach „Zarte“ bei Freiburg könten wir „Gumme“, fuhr er fort; nachher würden wir die Post benutzen müssen.

Der Noth gehorchend, setzten wir schon vor dem Dorfe unsere streifen Glieder auf die Straße, nahmen Mal- und Photographenlaffen auf den Rücken und buckelten so den Lichtsäulen entgegen, die wie aus Blendlaternen aus einzelnen Fenstern in die Einsamkeit drangen.

Das Gasthaus, das muß man sagen, verstand schon durch sein Aeußeres an die Poesie der Pöskulienzeit zu erinnern: stolz steht es an der großen Heerstraße, sein gewaltiger Hof birgt einen ansehnlichen Wagenpark und ist völlig umrahmt von Stallungen. Dit ertönt das Horn zum Zeichen der Ankunft oder des Abgangs eines der schwer bespannten gelben Kästen. Das alles ist nicht amtlicher Betrieb, sondern der Postwirth selbst darf mit vergnügten Sinnen auf dies beherrschte Samos hinschauen.

Vor dem Hause und auf der Treppe hockten allerhand Gestalten mit Päckchen und Bündeln und schauten mißmuthig darein. Die Post sei besetzt, hieß es; wie nun zur Hochzeit gelangen? — Trotz der entmutigenden Kunde traten wir in die Wirthsstube.

Ob denn für all die Leute keine Extrapost gestellt werde?

„Da nein, des giebt's nit!“ fertigte uns die Herrscherin des Hauses eben so kurz wie deutlich ab. Die Thür flog zu, und wir standen wieder in der Nacht. Nur wenige heimische Gestalten begegneten uns auf der Straße, doch sie gaben uns gute Belehrung, und so waren wir bald bei einer Wirthin wundermild zu Gast und beratthschlagten, was zu thun sei.

Der „Waschibur“ werde uns fahren! meinte sie.

Ob sie denn inzwischen ein Täschchen Kaffee brauen wolle, — ein gutes?

„Ja, mir trinke ihn au gern guet! — Also da wolleit Ihr Herre nach Märg?“ fragte sie weiter, und dann wußte sie zu erzählen, wie ihr schon im Lenz die Nachbarin gestanden habe: „Mei au, 's Theres hat jekt au' ein; 's Wälders große Bua goht jun'r.“ — „Was Du nit seischt? Ja ischt jek des wöhr?“ habe sie gefragt. Und richtig, nun sei schon die Hochzeit gekommen. „Mi joh, do wird's hit Lit zjamme gäh!“ (heut Leute zusammen geben!)

Sie hatte recht, das sahen wir bald ein.

Je näher uns der „Waschibur“ den Höhen brachte, umso öfter trafen wir auf rüstige Wanderer, deren Feiertags-Häs (Gewand) auf das Ziel der Reise schließen ließ. Fahren wollte auch der Waschibur nicht auf die Höhe hinauf, als die glatte Straße dem Gaul viel zu schaffen machte.

Also mußten wir fürbaf schreiten. Ein Stündchen der Wanderung in der freien Natur, mitten durch den schneeigen Wald, mußte ein Hochgenuß sein; nur ein Schwarzwälder Christiwässerle (Kirchwasser) ließen wir uns schmecken und dann zielten wir weiter, vorüber an klozigen Holzwagen, deren Führer gar beherzte und erfahrene Leute sein mußten, sollte die Last nicht den Abhang hinab, in den schäumenden Gebirgsbach stürzen.

Raum überlegten wir, ob wir auf der Fahrstraße bleiben oder den bei weitem steileren, doch auch romantischeren Fußpfad verfolgen sollten, als von der Höhe helle Mädchenstimmen lockten. Die Kraft der schmucken Marktgräserin hatte gereicht, — durstten

wir da verzagen? Kletterten wir auch 'mal auf allen Wieren, die echte Wanderburschenlust zog uns weiter!

Zwischen dunklen Tannen strebten wir vorwärts, auf denen der Schnee hier zart wie Staub, dort in aufgeweichten Bällchen ruhte. Manchmal schänderte ein Kreuzschnabel und der queckfilbrige Specht hämmerte so schnell, einförmig und hart wie ein Telegraphenbeamter, während sich allerlei gefiederte Wintergäste um die Reste der leuchtenden Ebereschen zankten.

Drang nach einiger Zeit der Bewölkung die Sonne durch das Geäst, so ging's wie ein Klirren und Espeln durch den weiten Wald; weiße Krystalle fielen uns auf Hut und Schultern.

So ein richtiges Marktgräser Blut in der von Hebel besungenen kleidsamen Flügelhaube, in dem feinen Röcklein, mit seidnem Brusttuch und mit dem langen, langen Jopf ist voll heiteren Lebens, und ihm nachsichernd nahmen wir die Strapazen weniger schwer; vorsichtigerweise gestanden wir uns aber doch schon, daß wir in der Nacht die ebenere Fahrstraße wählen würden.

Es war um die Mittagszeit, als wir aus dem Höhenwald traten; unsere Begleiterin hatte uns soeben ein Beispiel von dem praktischen Sinn der Leute zu erzählen gewußt: wie man einstmals der Braut die schönste Kuh im Stalle mitgegeben habe, und wie sich der Streit darüber manchmal so lebhaft entwickelte, daß aus der Partie nichts geworden sei.

Ja freilich, der Schwarzwälder, in seinem einsamen Winkel vom Wetter abhängig wie nur Einer, muß wohl ein wenig rechnen. Schon der Weg zur Ehe geht durch viel Arbeit. Da ist zuerst das Laden zur Hochzeit! Nicht nur durch das eigene Dorf, sondern über Berg und Thal muß man gehen, um Verwandten und allen irgendwie Bekannten den Mund wässrig zu machen für den großen Tag. Mit der Braut wandert eine Verwandte des Bräutigams umher, und wenn das Wellen des Hundes diese weiblichen Gestalten anmeldet, so erzählt man im Hause schon, was in Aussicht steht und was die Begleiterin der glücklichen Braut alsbald verkündet:

„Guete Tag! Uf der näscht Dunschtig (nächsten Donnerstag) sind 'ner (Ihr) au fründli zu der Hochzit ins Rößli 'glaude. Am Morge kumm'ener zur Morgensuppe; hernoch goht's i' Kirch, noher (nachher) wieder i's Rößli.“

It das Sprüchel scharf und doch lieblich durch die Stube geklungen, so wird ein Stück Brot gespendet, damit im Ehestande Glück und Segen herrsche. Was meint Ihr, wie bepact die Wanderinnen abends heimkehren!

Doch auch sie sind nicht überall mit leeren Händen eingetreten, wenigstens beim Faxer und bei den nächsten Verwandten nicht. Eine Auswahl bunter Sacktüchli nehmen sie mit sich, und wer eines erhält, der muß unweigerlich anspannen und bei der Hochzeit sein. Aber wehe auch den Hochzeitem, die das Tuch dem Nicht bringen, der ein Recht darauf zu haben meint! Wie soll man den Schimpf verzeihen? —

Die Morgensuppe war schon gegessen, als wir vor dem Hochzeitshause standen, an dessen Treppe (wie's auch in einigen anderen deutschen Gegenden und im Auslande, z. B. in Schweden üblich ist) schön geschmückte Tannenbäume in den schneeigen Boden gepflanzt waren. Und dicht am Giebel schwannte die kerzengerade, frisch geschälte Maie — ein Prachtbaum! — in der Winterluft; die jungen Burschen hatten sie am Dachstuhl reichlich mit Geschenken für das Brautpaar und für das Gefinde behängt: mit Zigarren und Tüchern, Becken und Schlipfen, Kleidstoff und Schinken. Freilich, umsonst thun die Burschen ihren Liebesdienst nicht; heute haben sie freie Beche und später folgt für sie ein Maitanz mit Maitrunk.

Während sich vor dem Hause der Zug ordnete, hatten im offenen Hausflur die Kuchenfrauen ihre Aufstellung begonnen; auch hier muß in die Tasche greifen, wer Süßigkeiten liebt, und während er noch unschlüssig vor der Wahl steht, packt ihn schon ein altes Weiblein, stecht ihm — eins zwei drei! — das grüne und weiße Hochzeitssträußle an den Nock und möchte doch auch nicht umsonst gearbeitet haben.

So wird denn alles zu einer einzigen, auch äußerlich erkennbaren Hochzeitsgesellschaft gestempelt, ob man wegen der Feier gekommen ist oder zufällig Einkehr gehalten hat.

Noch ehe der Zug von der Kirche heimkehrte — hinter der Muff die „Schwestern“, d. h. die Gespinnnen der Braut, der Brautführer mit der Hochzeiterin, der Hochzeiter mit dem Ehrengesellen, die Eltern des jungen Paares, dazu Gäste und Neugierige — harrten in den Stuben einige Tafelrunden der nie fehlenden Tafelrunde, und alsbald klapperten die Löffel in ungezählten Tellern von hüben und drüben; je größer der Besuch, um so billiger kommt der Hochzeiter fort. Er bezahlt in der Regel nur für sich, sein junges Weib, die Eltern, Ehrengesellen und Schwestern; für je gehu Gäste, die Messer und Gabel schwingen, kriegt der Bräutigam nach alter Sitte ein Essen als Rabatt.

Dafür sind dem jungen Paare Pflichten genug auferlegt. Während stundenlang Schüssel auf Schüssel folgt, hat es immer wieder an die anderen Tische zu gehen und mit allen Gästen Gewandtheit zu trinken. Doch mehr noch! So lange neue Gäste erwartet werden, und das währt bis zum Abend, wollen sie schon an der Thür des Hauses empfangen sein. So stramm und starr stand das junge Pärchen heute in der Thüre, wie die Leutein in dem bekannten Wetterhäuschen, — und zitterte vor Kälte. Denn einzelne Bergespitzen lagen schon im Farbenmeer der scheidenden Sonne, als die kleinen, einspännigen Schwarzwald-Schlitten immer noch heransausßen, empfangen und in sichere Verwahrung gekommen vom

Hausknecht in Amtstracht, und so ein Schwarzwaldb-Hausknecht übt ein gar herrisches Regiment.

„Sind fründli willkomm!“ grüßten die Hochzeitler jeden. „D wünsch Glück zum Ehretag!“ war die Antwort.

Und versteh's das geplagte Pärchen doch einmal und weiß zwischen den lustigen Leuten in der Stube, während ein neuer Gast eintritt, so sitzt von Tisch zu Tisch einer den anderen, bis diese besondere Art Signal zu den Hochzeitlern gelangt ist, die den Fehler dann nach Kräften gutzumachen haben.

Wie alles andere, hat das Herkommen auch das Vergnügen geregelt, und kein Schritt durfte im niedrigen Tanzboden — über dem Pferdehastall — gewagt werden gegen diese geheiligte Regel.

Erst als die schmetternde Trompete das Brautpaar zu den Ehrentänzen eingeladen hatte, durften die übrigen ländern und hupfen und — bezahlen. „Das ist nun einmal so,“ und die Lust wird dadurch nicht kleiner in dem mit rohen Brettern, wie sie aus der Sägemühle kommen, ausgeschlagenen Raume.

„Mariesle, ja wie moischt, wellest mers net au probire?“ fragt der silberhaarige Herr „Bürgermeister“ das jugendfrische Markgräfler Blut. Da flogen Flügelhaube und Böpse nur so und die bürgermeisterlichen Füße kannten schnell den rechten Takt. „Ja jo, 's geht bigott noch guet!“

Die Mitternacht war schon vorüber, da erst trennten wir uns mit manchen anderen Gästen, so auch mit dem „Herrn Notar aus Freiburg,“ der am Hochzeitstage alles hatte „schrifftlich machen“ müssen.

Der nächtliche Himmel war sternklar und die lange Fahrt über die Höhe von St. Peter nach der Perle des Breisgaus, nach Freiburg, wurde uns zu hohem Genuß. Das Ohr vernahm von Zeit zu Zeit das lauter und gedämpfter herübertönende Schellengetöse anderer Schlitzen, das Horn eines Wächters oder das nahe Rischen eines heimwärts schreitenden Paares. Wer von der Feiher zu Fuß heimwärts zu gelangen suchte in der Finsterniß, hatte noch schlimme Gefahr zu überstehen: ein paar Tage nachher war in der „Zittig“ zu lesen, wie die Kälte manchen zu Falle gebracht und Arm- und Weinbrüche verursacht hatte. —

Kleines Fenileton.

—h. Die kalte, kalte Welt. Die lange Reihe der nicht hintereinander schwebenden Bogenlampen, die in der Entfernung immer schmaler und niedriger wird, verschwindet allmählig in einem schmutziggrauen Nebel. Auf der glatten Spiegelfläche des regenfeuchten Trottoirs und Straßenasphalts leuchten und schimmern breite Lichtreflexe, die sich tief in die Erde zu bohren scheinen. Vom rötlichgelb gefärbten, dünnigen Abendhimmel fällt eine feine Feuchtigkeit, setzt sich fest in den Kleidern der Passanten, wo sie glistet und schimmert wie Diamantenstaub. Ununterbrochen zucken neue Lichter auf: zwischen den dunklen Baumstämmen des einsamen Mittelweges, im nassen Verdeck vorüberrollender Droschken und Equipagen, in den feuchten Regenschirmen, den Zylinderhüten und Gummischuhen der Passanten. Bald flammt es grell auf unter dem bläulichweißen Feuer der elektrischen Bogenlampen, bald glüht es goldig und rosig im Widerschein der hell erleuchteten Schaufenster oder im schwachen Blinken vorbeihuschender Wagenlaternen.

Die Menge schiebt sich eiliger als sonst vorwärts. Jeder duckt sich, so tief es geht, in seinen Ueberrock oder Mantel. Die Pärchen schmiegen sich enger zusammen, um sich zu wärmen in dem eisigen Luftzuge.

Vor dem großen, hellglänzenden Schaufenster eines Juwelensladens steht ein Mann und betrachtet den funkelnden Reichtum, der sich unter dem strahlenden Licht der Glühlampen zu vervielfachen scheint. Er friert in seiner zerknumpten und schlecht geflickten, dürrigen und durchnähten Kleidung. Ein neuer verkorener Tag liegt hinter ihm; ein Hungernder und Obdachloser, bangt er der Nacht entgegen, der langen, eisigen Winternacht. Trotzdem er zittert vor Frost, bleibt er wie gebannt auf seinem Platze.

Ein kleiner, alter Herr, bis über die Ohren in einen warmen, kostbaren Pelz gehüllt, und eine große hübsche Blondine in eleganter Wintertoilette treten heran.

„Hier, Ednard! Diese Ohringe meine ich.“
„Welche, Kind? Die da? Hm! Aber Du hast doch schon genug von dem Bettel.“

„O, bitte, bitte! Ich will Dich auch so lieb haben!“
drängte die Blonde und schob den Alten sacht nach der Thür des Ladens.

„Verfluchte Welt“, murmelte der Mann im schäbigen Anzuge und ging weiter. Wohin er blickte, nichts als Luxus, Ueberfluß. Die Läden angefüllt mit allem nur Denkbaren, um sich gegen Kälte und Nässe zu schützen. Vor den Cafés und Restaurants roch es nach leckeren Speisen und erquickenden Getränken. Die großen Spiegelscheiben schwiigten: wie warm und wohligh müßte es dahinter sein... „Wenn man wenigstens ein Stück trockenes Brot hätte,“ murmelte der Mann, „einen Schluck Warmes, ein geschütztes Loch zum Schlafen... oder wenigstens den Trost, daß dieses Hundeleben morgen nicht von neuem begänne, daß man endlich Arbeit fände! Arbeit! Arbeit!“ —

Theater.

Das Schauspielhaus hat einen ganz befremdlichen literarischen Versuch gemacht und Goethe's „Die Auf-

geregten“ mit ergänzender Arbeit von Felig v. Stenglin am Montag zum ersten Male aufgeführt.

Den An denken unseres größten Dichters erweist man mit solchen Ausgrabungen keine Ehre. In Goethe's reichem Wesen, das Gedanken denken konnte, die an grundaufwählender Bedeutung nicht von der schärfsten modernen Philosophie überboten werden, fand sich eine todte, starre Stelle. Goethe reagierte ungerne und misanthropisch nur auf unruhig wogende Politik. Weil der Fürn, das Unbehagen seine Kreise störte, wurde er ungerecht und unwirksam selbst gegen so große Zeitbewegungen wie die französische Revolution es war. Die bürgerliche Demokratie, vor allem Börne, hat hieraus Waffen gegen ein mächtiges Genie geschmiedet und wohl ihrerseits stark philiströse Einseitigkeit und Engherzigkeit bewiesen. Mit braver Befinnung allein rückt man einem weltumspannenden Geist nicht zu Leibe. Es sind nun mehr als hundert Jahre vergangen, seit Goethe die „Aufgeregten“ als einen Nachhall der großen Revolution schrieb. Der Abstand zu kulturgeschichtlicher Betrachtung ist gewonnen. Die Zeit hat die Spreu vom Weizen gefondert. Warum also in vergilbten Schnitzeln nachspüren? Das Geschäft überlasse man den Archivhütern und den Goethepriestern von Beruf.

Goethe selbst hat die Komödie von den „Aufgeregten“ nur nebenbei behandelt. Für manche Szene giebt es nur ein flüchtig skizzirtes „Scenarium“, und den Schluß hat der Dichter nie vollendet.

Den Bearbeiter wie das Hoftheater mochte vielleicht das Moment gelockt haben, daß Goethe in den „Aufgeregten“ als ein Spötter wieder die „Rebeller“ erscheint. Deutsche Michelhaftigkeit in irgend einem Krähwinkel will die Lehren der fränkischen Revolution sich zu Ruhe machen und im entlegenen Erdenwinkel das Reich der Gleichheit und Brüderlichkeit ausrufen. Aber die „Aufgeregten“ und ihre konfusen Führer sind keine Helden und die Gutsherren und ihr Anhang keine Schelme. So kehrt sich denn die kleine Goethe'sche Ironie gegen lächerliche Rebeller.

Ueber Stenglin's ergänzende Bearbeitung ist kein Wort zu verlieren. Sie ist in ihrer Art gut gemeint; das ist alles.

Auf den grotesk-parodistischen Ton, den Herr Volkm er als „gelehrter Chirurgus“ und Bauernführer anstimmte, hätte vielleicht die ganze Aufführung gestellt werden können. Solche Dinge schwer zu nehmen, wie es auf der Gutsherren-Partei von seiten der Darstellung geschah, das geht nicht gut an. —

Musik.

— Die Intendanz der Meiningschen Hofkapelle und die Kritik. Die Wiener „Neue Musik-Presse“ schreibt: „Die Intendanz der herzoglich sächs. Meiningschen Hofkapelle ländigt uns in einem ausführlichen Schreiben an, daß sie unser Blatt, zumal der Inhalt der Zeitschrift sehr interessant ist“, gerne halten würde, wenn wir das Urtheil, welches Professor Fiege über die Konzerte der Meiningschen Hofkapelle in einem seiner Berliner Briefe gefällt hat, „durch Aufnahme eines den Thatsachen besser entsprechenden Artikels rektifiziren“ wollten. —

Kunst.

— Die Berliner Böcklin-Ausstellung ist von rund 50 000 Personen besucht worden. In den letzten Tagen war das Gedränge beinahe lebensgefährlich. Wenn es all diesen Leuten um die Befriedigung eines Kunstbedürfnisses zu thun gewesen wäre, hätte man seine helle Freude haben können. —

Medizinisches.

ie. Die Feststellung beginnender Tuberkulose mit Röntgen'schen Strahlen. Trotz der vielen Versuche, die mit theilweisem Gelingen mittels der neuen Strahlenart in der Medizin gemacht worden sind, sind diejenigen am weitest bedeutungsvollsten, über welche neulich Kelsch und Boisson aus Lyon vor der Pariser Akademie der Medizin Mittheilung gemacht haben. Es handelt sich um die frühzeitige Feststellung von vorhandenen Tuberkeln, deren Bedeutung für das Schicksal des Menschen eine so furchtbare ist. Genannte Aerzte haben seit Monaten die Brust junger Leute mit dem Radiumspiegel untersucht, es wurde dabei der Patient aus schließlich von der Rückseite des Rumpfes her beschaut, weil dies ein klareres Bild gestattet als die Vorderseite. Die Aerzte schildern dieses Bild, welches der Brustkorb des Menschen auf dem Radiumcyanür-Schirm giebt, als ein gerabes und ergreifendes; alles lebt und bewegt sich auf demselben. Beim gesunden Menschen erscheinen die Lungen von oben bis unten durchsichtig, man sieht die Athembewegung an dem Heben und Senken der Rippen, man erkennt das Klopfen des Herzens, die Krümmung der Aorta sowie die Bewegung des Zwerchfells, das bei der Ausathmung bis zur sechsten Rippe steigt und sich bei der Einathmung bis zur achten oder neunten senkt, also bei jedem Athenzuge 8 bis 10 Centimeter verschoben wird und an die Bewegung einer mächtigen Pumpe erinnert. Nachdem die Aerzte durch fortgesetzte Beobachtungen in diesem Bilde des Brustkorbes zu lesen gelernt hatten, bemühten sie sich, die Anzeichen tuberkulöser Erkrankung darin zu entdecken. Die Untersuchungen erstreckten sich auf 124 Personen, die wegen verschiedener Unfälle in das Krankenhaus aufgenommen waren, bei denen aber mit den gewöhnlichen Mitteln eine tuberkulöse Erkrankung der Lungen nicht zu erkennen war. In 51 Fällen wurden verschiedene Abweichungen von dem normalen Zustande der Lungen wahrgenommen, und zwar: eine Verminde rung der Durchsichtigkeit einer oder beider Lungen spitzen, mehr oder minder

Durchsichtigkeit des Brustfels, größere oder geringere einseitige Ver-
 ringerung der Bewegungshöhe des Zwerghells, anormale Zustände
 der Luftbläschen auf einer Seite oder auf beiden. Da die Lungen-
 spitzen, die Endigungen der Luftröhre und das Brustfell vorzugs-
 weise den Herd der Tuberkulose bilden, so schlossen die Forscher,
 daß die angegebenen Beobachtungen über Veränderungen dieser Or-
 gane als Zeichen eines frühen Stadiums der Tuberkulose anzusehen
 sind, zu dessen Entdeckung es bisher kein Mittel gab. Zu fünf
 Fällen wurden bei den so untersuchten Personen später durch die
 Sektion thatsächlich tuberkulöse Zustände entdeckt. Im Ver-
 trauen auf die Zuverlässigkeit solcher Beobachtungen stimmten
 die anwesenden Mitglieder der Akademie darin überein,
 daß die frühzeitige Diagnose tuberkulöser Lungenerkrankung der
 werthvollste Dienst wäre, den die Röntgen'schen Strahlen der Heil-
 kunde bisher geleistet hätten. Es wurde zugleich auf die hohe Be-
 deutung hingewiesen, die diese Art der Untersuchung bei der
 Musterung der Rekruten haben müßte, da sich häufig
 der Keim zur Schwindsucht während des Militärlbens durch die
 vielerlei Anstrengungen des Körpers entwickeln und dann weiter
 verbreiten kann. Da tuberkulöse Personen oft ein blühendes Aus-
 sehen haben, so war eine Ausscheidung der Lungenkranke bei der
 Musterung bisher nicht durchzuführen. —

Aus dem Thierleben.

— Von der Wachtel. Die Brandenburgische Land-
 wirtschaftskammer hat eine Umfrage veranstaltet, ob die Wachtel in
 Hinblick auf die Landwirtschaft unter die nützlichen oder unter die
 schädlichen Vögel gerechnet werden müßte. Alle Berichterstatter sind
 darüber einig gewesen, daß die Wachtel ein vorwiegend nützlicher
 Vogel ist, da er wenig von Getreide, vielmehr meist von Insekten
 und Unkrautfrüchten lebt. Alle Berichterstatter haben ferner eine
 Abnahme der Wachteln festgestellt, besonders in den letzten 4 bis
 6 Jahren; in einem Falle wird die Abnahme auf 80—90 pCt. ge-
 schätzt. Eine Zunahme der Wachteln will man nur auf den Niesel-
 feldern bei Berlin beobachtet haben. —

Astronomisches.

6. Die Photographie des Unsichtbaren in der
 Astronomie. Die photographische Platte sieht bekanntlich schärfer
 als das menschliche Auge. Auf Grund dessen hat der bekannte
 Astronom der Vic-Sternwarte in Kalifornien, Professor Barnard, ein
 Mittel angegeben, um unsichtbare Himmelskörper, deren jeweiligen
 Ort am Himmel und deren Bewegung man ungefähr kennt, zu
 photographiren, z. B. unsichtbare Kometen oder einen Meteor-
 schwarm, wie er unter anderem den Sternschnuppenfall im November ver-
 anlaßt. Das Verfahren besteht darin, ein photographisches Teleskop
 mit großem Gesichtsfelde möglichst genau auf den Ort des Himmels
 einzustellen, an dem sich das gesuchte Objekt zur Zeit befinden muß,
 und dann dem Fernrohr durch ein Uhrwerk, dessen Geschwindigkeit
 verstellbar sein muß, eine solche Bewegung zu geben, daß es der
 Verschiebung des Gestirns am Himmel folgt. Fritsch in Prag hat
 danach noch eine andere Einrichtung am Fernrohr beschrieben, die
 denselben Zweck erfüllen soll und als bewegendes Kraft Elektrizität
 zu Hilfe nimmt. Man darf die Ergebnisse dieser interessanten Pläne
 mit Spannung erwarten, da sie zur Entdeckung mancher auf anderem
 Wege nicht zu beobachtenden Himmelsvorgänge führen können. —

Bergbau.

— Der erste Goldfund in Kalifornien. Am
 18. Januar 1848 beaufsichtigte James W. Marshall, der in Coloma,
 Amador County (Kalifornien) zur Rechnung des General Sutter ein
 Goldgeschäft mit Sägemühlen betrieb, den Bau eines Mähtendamms
 und ging, nachdem das Wasser abgeschlossen war, den Bach hinunter,
 um zu sehen, wie viel Sand, Erde u. über Nacht vom Wasser fort-
 gewaschen war. Dabei fiel sein Auge auf einen glänzenden Gegen-
 stand, welchen er aufhob und seiner Schwere wegen sofort für etwas
 Werthvolles hielt; ja, er kam bald auf die Vermuthung, daß es sich
 um Gold handele, da sich die Masse auf einem flachen Steine be-
 quem hämmern ließ. In den nächsten Tagen sammelte er einige
 Unzen des gelben Metalles und überbrachte Sutter mehrere Stücke.
 Letzterer glaubte jedoch nicht an Gold, auch dann nicht, als das Metall
 in San Franzisko dafür erklärt war, und ließ sich erst durch eine
 in New-York angestellte bestätigende Untersuchung überzeugen. Daher
 dauerte es immerhin drei Monate, bis der Goldfund in weiteren
 Kreisen bekannt wurde. Die erste Zeitungsmeldung darüber erschien
 am 19. April 1848 im „Californian“ zu San Franzisko, was damals
 etwa 1000 Einwohner hatte und Yerba Buena („gutes Kraut“) hieß;
 als Fundort wird dabei der „American Fork des Sakramentoflusses“
 genannt. Dann aber begann das „Goldfieber“. Bei dem Zustromen
 der Goldgierigen fuhr Marshall selbst am schlechtesten. Die Gold-
 sucher besaßen einfach feine Aenderlein, schlachteten und verzehrten
 sein Vieh, beraubten ihn seiner sonstigen Habfeligkeiten u. Zwar
 versuchte er sich an anderen Stellen als „Prospektor“ (Goldsucher),
 hatte aber niemals wieder Glück und lehrte gänzlich verarmt nach
 Coloma zurück. Später bewilligte der Staat ihm eine kleine Unter-
 stützung, und auch von Privaten flossen ihm manche Spenden zu, bis
 er am 10. August 1885 starb. —

Technisches.

— Der Rhein im Dienste der Elektrizität. Die
 großen Kraftübertragungswerke Rheinfelden, nach dem vom Niagara

das größte Wasserwerk der Welt, gehen ihrer Vollendung entgegen.
 Nicht weniger als 16 000 Pferdekräfte wird dann der Rheinstrom
 dort liefern müssen, welche ihm 20 Turbinen zu je 800 Pferdekräften
 entnehmen werden. Der allergrößte Theil der so gewonnenen Kräfte
 ist bereits vergeben. Gleichzeitig mit diesen Wasserwerken wurde
 eine große Aluminiumfabrik gebaut, welche allein ein paar tausend
 Pferdekräfte beansprucht; viele solche sind nach dem Großherzogthum
 Baden vergeben worden, für den Rest hat die Schweiz selbst Ver-
 wendung. So sollen die geplanten Eisenbahnstrecken Fried-Aarau
 und Fried-Rienberg elektrisch betrieben werden, wozu die Kraft-
 übertragungswerke Rheinfelden den Strom liefern sollen. Mit dem
 Legen der erforderlichen Leitungen soll dieses Frühjahr begonnen
 werden. —

— Neue telephonische Apparate von Randall er-
 regen, wie der „Köln. Ztg.“ berichtet wird, in London viel Auf-
 sehen. Randall will mit seinem Apparat die gewöhnlichen Tele-
 graphenleitungen benutzen. Am 15. Januar fand ein sehr erfolgreicher
 Versuch auf dem Telegraphenamte der Großen Westbahn statt. Es
 wurde mit dem etwa 160 Kilometer entfernten Gloucester gesprochen.
 An stelle der Telegraphenapparate wurden die des Herrn Randall
 eingeschaltet. Die folgenden Gespräche überzeugten die zahlreich an-
 wesenden Vertreter der Behörden und der Technik vollständig von
 der Brauchbarkeit der Erfindung. Zu bemerken ist, daß auf der be-
 treffenden Strecke die Telegraphenleitungen durchweg 50—60 Drähte
 tragen. Es kam trotzdem keine Störung vor, und die Gespräche
 blieben vollständig klar. —

Humoristisches.

— Haarschneider und Perrückenmacher. Im
 Jahre 1825, als die natürliche Frisur wiederum siegreich gegen das
 Perrückenragen vordrang, lebten in einem Dorf der südlichen
 Niederlande ein Perrückenmacher und ein Haarschneider, die beide
 ganz besonders merkwürdige Aushängeschilder hatten. Das des
 Perrückenmachers stellte Abfalon dar, welcher mit seiner langen
 Haarmähne in den Zweigen eines Baumes hängen bleibt und dabei
 elendiglich umkommt, während sein Pferd unter ihm weggaloppirt.
 Dabei stand die Inschrift: „So mögen alle fahren, die keine Perrücken
 tragen.“ Nicht weniger christlich als der Perrückenmacher war der
 Haarschneider gestimmt. Einen ertrinkenden Menschen sah man auf
 seinem Schild, ein Neufundländer Hund springt zu, um ihn zu retten,
 er beißt in die Perrücke und schwimmt mit der aus Land. Der
 Mann aber ertrinkt, während seine Perrücke gerettet wird. Und als
 Moral unter dem erbaulichen Vorgang stand der Spruch: „So mögen
 alle fahren, die Perrücken tragen.“ —

— Reaktion. „Aber dieser Artikel, wegen dessen Herr Staats-
 anwalt die Zeitung konfisziren wollen, repräsentirt eben die Ansicht
 des ganzen Volkes!“ —

„Das ist ja das Traurige — — ach, wenn man nur die ganze
 Bande 'mal konfisziren könnte!“ — — („Simplicissimus.“)

Vermischtes vom Tage.

y. Die vom Grafen Storzewski-Schwarzenau vor etwa Jahres-
 frist importirten vier Kameele, die statt der Pferde als
 Bespannung verwendet werden sollten, haben sich nicht bewährt. Das
 eine ist draufgegangen, die anderen dienen jetzt zu Reit- und Zug-
 zwecken. —

— Durch eine Feuersbrunst wurden in Ostrich
 mehrere Häuser zerstört. Drei Personen sind verbrannt. —

— In Klüßelsheim wurde das Ehepaar Grunert todt im
 Bette aufgefunden. Die Ofenklappe war geschlossen und
 dadurch hatten sich im Zimmer Gase entwickelt. —

— Kopenhagen, 18. Januar. Der Hauptmann der
 Kriegreserve a. D. Beck hatte, um sich Geld zu verschaffen und
 damit seine Schulden zu bezahlen, gegen den Gerbermeister Thaulow
 einen Raubmordversuch unternommen. Beck ist heute zu
 zehn Jahren Zwangsarbeit verurtheilt worden. —

— In Mailand haben zwei Klavierspieler um
 1000 Lire gewettet; Sie wollen mit einander ohne Unterbrechung
 50 bis 60 Stunden lang vierhändig spielen, so lange,
 bis der Eine nicht mehr kann. —

— In der katholischen Kirche in Corfu griff ein
 junger Mensch, als die Vesper zu Ende ging, die Priester an
 und schlug auf sie ein. Einer wurde getödtet, ein anderer
 lebensgefährlich verletzt. —

— Der Chorist Prince, der vor einiger Zeit den Schau-
 spieler William Terris erdolchte, ist von den Geschworenen für
 geisteskrank erklärt worden und wird in ein Irrenhaus
 gebracht. —

— Der Engländer Frank Calvert hat die von ihm 1868 er-
 worbenen Ruinen von Troja (Dorf Hisarlik) dem osmanischen
 Althermumsmuseum in Konstantinopel zum Geschenk
 gemacht. —

— Der japanische Transportdampfer „Yara“
 (2510 Tonnen) ist nach in Antwerpen eingelaufenen Meldungen auf
 der Fahrt nach den Azoren-Inseln auf einen Riff gestoßen und
 gesunken. Fünf Mann von der Besatzung vermochten sich zu
 retten, die übrigen 85 ertranken. —